Unter Polizei-Aufsicht.

Novelle

von

Ewald August König

(Fortsetzung.)

Der Blick Rader's ruhte durchdringend auf dem hochrothen Antlitz des Mädchens.

„Und welchen Dank forderte er von Dir?" fragte er.

„Welche Frage, Albert!"

„Bist Du mit ihm verlobt?"

„Nein, unser Verhältniß zu einander ist nur freundschaftlich."

„In vollem Ernste?" fragte Rader in eindringlichem Tone.

„Bei dem Andenken an unsere Eltern schwöre ich Dir."

„Aber Du liebst ihn, nicht wahr?"

„Ja, von ganzem Herzen."

„Und hast Du Beweise, daß Deine Liebe erwidert wird?"

Therese schüttelte den Kopf.

„Er hat darüber noch kein Wort fallen lassen," sagte sie, „er hatte auch bisher keine Gelegenheit dazu.—Aber Du darfst ihm vertrauen, Albert," fuhr sie in warmem Tone fort, „er ist ein Ehrenmann, und was er verspricht, das hält er auch."

„Hast Du ihn schon auf die Probe gestellt?"

„Ja, er verschaffte Dir ja die Stelle, und er wird Dir jetzt auch ein anderes Unterkommen verschaffen."

Rader athmete erleichtert auf, er glaubte seiner Schwester, es war kein Falsch in ihren Augen, sie konnte ihn nicht belügen.

Und weshalb sollte er die Freundeshand zurückstoßen, die ihm geboten wurde? Er mußte ja in den Verhältnissen, in denen er sich befand, auf den Beistand Anderer vertrauen.

„Hüte Dich Therese," sagte er in warnendem Tone, „Du bist noch jung und unerfahren, versprich mir, nichts ohne Wissen und meinen Rath zu thun. Du siehst die Fallstricke nicht, die Dir gelegt werden, Du erkennst Sie erst dann, wenn es zu spät ist. Versprich es mir!"

„Ich verspreche es Dir," entgegnete Therese, und wieder traf ihn ein treuherziger Blick aus ihren schönen, blauen Augen, „was auch kommen mag, ich werde niemals vor Dir Geheimnisse haben."

Rader war damit zufriedengestellt, dieses Versprechen bot ihm die Möglichkeit, über seine Schwester zu wachen und sie zu schützen.

Aber diese Hoffnung erwieß sich sehr bald als eine Täuschung. Rader entschloß sich endlich mit schwerem Herzen der Heimath Lebewohl zu sagen und ohne Rast und mit wenigen Mitteln der Polizei-Aufsicht in das Ausland zu entrinnen, wo ihm allein noch eine Aussicht blieb sein Brod zu erwerben. Seine Schwester hoffte er bald in glücklicher Ehe mit seinem jungen Freund versorgt zu sehen.

Nach der Hochzeit.

Ein Vierteljahr war nach dem Verschwinden Rader's verstrichen, die Herbstsaison hatte eben begonnen.

Die Frau Baronin von Poßnitz saß in ihrem reizenden Boudoir und blätterte gedankenlos in einem Prachtwerke, indeß der Herr Baron langsam vor ihr auf und nieder wandelte.

„Es thut mir leid, daß ich Dir das sagen muß, aber ich darf es Dir nicht verschweigen," versetzte der Polizeirath, „mein Vermögen reicht für solche Ansprüche nicht aus."

„Du hättest mir das früher sagen sollen," entgegnete die Baronin lakonisch und ohne von dem Buch aufzublicken; „vor der Hochzeit versprachst Du mir goldene Berge und wenn ich nun einen Wunsch äußere, so heißt es, die Mittel reichen nicht aus, ihn zu erfüllen."

Der Baron war stehen geblieben, ein halb verlegener, halb mißmuthiger Zug breitete sich über sein Gesicht.

„Vor der Hochzeit, mein Kind, überstiegen Deine Wünsche nicht die Schranken der Bescheidenheit," sagte er, „jetzt aber kennen sie keine Grenzen. Ein elegantes Palais, kostbare Möbel, Gemälde und Kunstgegenstände, Brillanten, Perlen, Equipage, Pferde und glänzende Soireen — ich weiß wirklich nicht, wohinaus das soll! Ich kann das nicht bestreiten, dazu gehört der goldstrotzende Seckel eines bedeutenden Bankiers.

Die schöne Frau zuckte die Achseln, ein spöttisches Lächeln schwebte auf ihren Lippen.

„Weshalb verschaffst Du Dir diesen Seckel nicht?" erwiderte sie.

„Mein Gott, wie kann ich es?"

„Es gibt Leichtgläubige genug, welche Dir borgen werden."

„Borgen macht Sorgen!"

„Ach, ein hoher Polizeibeamter kann vor solchen Sorgen sich schützen," sagte die Baronin. Die Gläubiger wagen nicht, ihn zu mahnen, oder gar eine Klage gegen ihn einzuleiten."

„Und das Ende vom Liede?" fragte der Polizeirath unwirsch.

Die Baronin erhob sich und legte ungestüm das Buch hin.

„Ich hatte geglaubt in Deinen Adern fließe das Blut eines Edelmannes," sagte sie, „ich sehe nun ein, daß ich mich getäuscht habe."

Ohne eine Erwiderung auf diese Bemerkung abzuwarten, rauschte sie hinaus.

Der Polizeirath Baron von Poßnitz sah ihr betroffen nach, und zum ersten Male seit seiner Verlobung mit dieser schönen Dame tauchte die Ahnung in ihm auf, daß er an ihrer Seite die Hölle auf Erden haben werde.

Und doch fesselte eine glühende Leidenschaft ihn an sie, eine Leidenschaft, die ihn zu allen Thorheiten verleiten konnte.

So wie heute war sie noch nie gegen ihn aufgetreten, so trotzig, so kalt und lakonisch. Sie hatte von ihm gefordert, daß er eine ihrem Stande würdige Wohnung miethen und ausstatten, Pferde und Wagen anschaffen solle, damit sie Soireen geben könne, wie das jetzt von jeder Dame von Stand verlangt werde.

Sie wußte, daß er diese Forderung nicht erfüllen konnte. er begriff nicht, daß sie trotzdem sie an ihn stellte.

Er stand vor ihrem Schreibtisch, sein Blick fiel auf die Papiere, die auf ihm lagen.

Todesblässe überzog plötzlich sein Gesicht; hastig nahm er eins dieser Billets auf; die Hand, die es hielt, zitterte.

Es enthielt nur wenige Zeilen in englischer Sprache, aber der Polizeirath sprach Englisch, es war ihm leicht, die Worte zu übersetzen.

Arthur Wellesley, Baronet, bat die Baronesse Caroline von Poßnitz, geborene Fuchs, ihr seine Aufwartung machen zu dürfen, um ihr die Grüße eines Freundes zu bringen, der sich ihrer noch mit großer Liebe erinnere.

Der Polizeirath ließ das Blatt sinken, er empfand alle Qualen der Eifersucht. Wer war dieser Baronet Arthur Wellesley? Wer war der Freund?

Unter dem Namen war der Gasthof angegeben, in welchem der Baronet wohnte, es war der erste und vornehmste Gasthof der Stadt.

Das Billet trug das Datum des heutigen Tages; ob und was Caroline darauf erwidert hatte, konnte der Rath natürlich nicht wissen.

Sollte er sie zur Rede stellen? Er kannte ihren Eigensinn, er mußte voraussehen, daß sie ihm nicht die Wahrheit sagen würde.

Aber was hinderte ihn, den Baronet zu besuchen und sich ihm als Gatte der Dame vorzustellen? Dann gab ein Wort das andere, und der Polizeirath erfuhr jedenfalls, was er zu wissen wünschte.

Der Herr Rath liebte es, einen Entschluß rasch zu fassen und eben so rasch auszuführen; schon eine halbe Stunde später trat er in den eleganten Salon, den der englische Baron bewohnte.

Ein großer, schöner Mann in mittleren Jahren trat ihm entgegen, eine hohe, schlanke Figur, ziemlich beleibt und kräftig gebaut, mit breiten Schultern und langem, hellblondem Haar. Der Backenbart war lang, sorgfältig gepflegt und hellbraun, und das leicht geröthete Gesicht trug den Stempel eines unerschütterlichen Phlegma's.

Seine Kleidung war sehr elegant, Brillanten vom reinsten Wasser blitzten an seinen Händen und auf dem gestickten Busenstreif, und eine auffallend dicke, goldene Kette hing auf seiner Weste.

Der Baron schien beim Anblick des Eintretenden überrascht zu sein, der Ausdruck seines Gesichts verrieth das, aber im nächsten Augenblick hatte er seine Ruhe und sein Phlegma wieder gefunden.

„Mit wem habe ich die Ehre?" fragte er in englischer Sprache.

„Baron von Poßnitz," erwiderte der Polizeirath.

Ein Zug des Verständnisses glitt über das Gesicht des Engländers, er lud durch einen Handwink den Baron ein, Platz zu nehmen.

„Wenn ich bitten darf, führen wir die Unterhaltung in englischer Sprache," sagte er, „ich bin der deutschen nicht ganz mächtig. Was verschafft mir die Ehre Ihres Besuchs?"

„Sie haben meiner Gattin geschrieben," erwiderte der Polizeirath; „darf ich mir erlauben, im Hinblick auf Ihre Zeilen einige Fragen an Sie zu richten?"

Der Baronet lächelte ironisch.

„Sind Sie eifersüchtig, Herr Baron?" fragte er.

„Das nicht, aber Sie können mir nicht verargen, wenn ich die Ehre meiner Gattin als meine eigene betrachte."

„Durchaus nicht; nur möchte ich wissen, in wiefern die Ehre der Frau Baronin durch mein Billet gefährdet worden ist."

Der Polizeirath wurde immer verwirrter, er hatte sich da auf ein Feld begeben, auf dem er keineswegs sicher war, und er fürchtete instinctiv, daß er im Begriffe stand, sich lächerlich zu machen.

„Ich habe das nicht behauptet," sagte er, „nicht im Entferntesten, im Gegentheil, es wird mir außerordentlich schmeichelhaft sein, wenn Sie meinem Hause die Ehre Ihres Besuches erzeigen wollen. Sie sind mit meiner Gattin befreundet?"

„Nein, ich bin zum ersten Male in Deutschland, und ich glaube nicht, daß Ihre Frau Gemahlin jemals in England war."

„Aber Sie sprachen von einem Freund in Ihrem Briefe —"

„Ach ja, von einem gemeinschaftlichen Freunde — darf ich Ihnen eine Cigarre anbieten?"

Der Polizeirath griff mechanisch in das elegante Kästchen, welches der Baronet ihm offen hinhielt, er war ein leidenschaftlicher Raucher.

„Dieser Freund hat mir seinen letzten Gruß an Ihre Frau Gemahlin aufgetragen," nahm der Baronet wieder das Wort, „ich glaube, das muß Sie beruhigen, im Fall die Erwähnung des Freundes in meinem Briefe Sie beunruhigt haben sollte."

„Er ist also todt?"

„Ja, er hat sich erschossen."

Der Polizeirath sah betroffen auf, es verletzte ihn einigermaßen, daß der Engländer das so kalt und gleichgültig sagte.

„Erschossen!" wiederholte der Baronet, indem er seinem Gast eine Rauchwolke in's Gesicht blies. „Wissen Sie, weshalb? Aus Gram darüber, daß Miß Caroline Fuchs Sie geheirathet hat."

„Nicht möglich!" sagte der Rath erschreckt.

Der Engländer erhob sich und öffnete eine Schatulle, die auf der Console unter dem Spiegel stand, er nahm aus ihr einen kleinen, zierlich gearbeiteten Revolver und hielt ihn dem Rath vor die Augen.

„Sehen Sie, das ist die Waffe," sagte er.

„Mit der er sich erschossen hat?"

„Ja."

„Aber mein Gott, ich begreife die Motive nicht," sagte der Polizeirath verwirrt, „was ging es denn ihn an, ob meine Frau heirathete oder ledig blieb?"

Der Baronet zuckte die Achseln.

„Ich glaube, darüber kann Ihre Frau Gemahlin am besten selbst Ihnen Auskunft geben," erwiderte er. „Ich weiß nichts weiter, als das mein Freund einige Jahre in dieser Stadt gelebt hat, und daß er von seinem Aufenthalt hier ganz entzückt war."

„Sie wissen mehr, Herr Baron," sagte der Rath, dem der Schweiß vor die Stirn trat. „Ich bitte Sie, sagen Sie mir Alles, verschweigen Sie mir nichts."

„In manchen Fällen ist Schweigen das Beste," entgegnete der Engländer lakonisch.

Aber nicht in diesem Falle."

„Gewiß! Ich rathe Ihnen wohl, lassen Sie den Schleier ruhen —"

„Herr Baron, ich fordere von Ihrer Ehre, daß Sie mir Alles sagen, was Sie wissen."

„Bah, es ist nicht viel. Als mein Freund damals aus England hierher kam, fand er Fräulein Fuchs in sehr bedrängten Umständen."

„Das kann sein, ich bestreite es nicht," sagte der Polizeirath, indem er die nasse Stirn trocknete. „Armuth schändet nicht."

„Durchaus nicht. Fräulein Fuchs war damals mit einem Verbrecher verlobt gewesen, der nun im Zuchthause saß —"

„Auch das hat seine Richtigkeit."

„Und da nun mein Freund für das schöne Mädchen Mitleid fühlte, so nahm er sich ihrer an," sagte der Engländer phlegmatisch. „Er hat sie sehr geliebt, und die Nachricht von ihrer Heirath trieb ihn zu der verzweifelten That.

Der Polizeirath zündete die erloschene Cigarre wieder an, er mußte gewaltsam an sich halten; dieser Blick in die Vergangenheit seiner Frau brachte sein Blut gewaltig in Wallung.

„Werden Sie das Alles meiner Gattin sagen, Herr Baron?" fragte er.

„O, nein" antwortete der Engländer, bedeutsam lächelnd, „das wäre ungalant, und das möchte ich nicht sein. Ich werde ihr nur die letzten Grüße Edward's bringen."

„Es wird mir sehr angenehm sein, Sie zu empfangen. Hat meine Gattin Ihnen schon die Stunde bestimmt.

„Morgen Vormittag."

„Sehr wohl, wir erwarten Sie."

„Ah, Sie wollen der Unterredung beiwohnen?" sagte der Baronet ironisch. „In Wahrheit, Herr Baron, Sie sind eifersüchtig. Wenn Ihre Frau Gemahlin wünscht, mich allein zu empfangen, so muß dieser Wunsch Ihnen Befehl sein.— Seien Sie ganz ruhig," fuhr er fort, als der Rath eine ungeduldige Bewegung machte, „ich werde Ihnen nicht gefährlich werden.

Der Rath war abwechselnd bleich und wieder roth geworden, er fühlte den Hieb, der ihn treffen sollte und wuchtig getroffen hatte.

„Noch einmal, wir erwarten Sie," sagte er, dann verabschiedete er sich mit einer tiefen Verbeugung, die der Engländer kaum erwiderte.

Kaum hatte er sich entfernt, als ein reich gallonirter Diener eintrat, der seinem Herrn mehrere Briefe auf einem silbernen Teller überreichte.

Sir Arthur Wellesley setzte sich an den Schreibtisch und erbrach die Briefe, und ein Lächeln der Befriedigung flog über sein phlegmatisches Gesicht. Es waren Briefe von namhaften auswärtigen Bankhäusern, mit denen der Baronet in Geschäftsverbindung stand.

Er legte diese Briefe in sein Portefeuille und trat vor den Spiegel, vor dem er eine geraume Weile stehen blieb, um seine Toilette zu ordnen.

Dann befahl er seinem Diener, dafür zu sorgen, daß der Wagen des Gasthofs angespannt werde, und als derselbe eine halbe Stunde später bereit stand, gab er dem Kutscher die Adresse der Firma Theodor Schmidt und Sohn.

Der Chef dieser Firma hatte kaum einen Blick auf die Karte geworfen, durch welche der Baronet sich anmeldete, als er auch sofort von seinem Sitz aufsprang und zur Thür eilte, um sie eigenhändig zu öffnen und den Fremden einzulassen.

„Willkommen!" sagte er, indem er dem Baron die Hand reichte, der leicht seine Fingerspitzen hineinlegte. Bitte, nehmen Sie Platz und sagen Sie mir, womit ich aufwarten kann."

Der Engländer ließ sich in den Sessel nieder, der ihm hingeschoben wurde.

„Wußten Sie, daß ich kommen würde?" fragte er.

„Souther und Parkin schrieben es mir."

„Ah, das Haus, welches Sie mir empfohlen hat. Sie haben viele Verbindungen drüben in England?"

„Ich danke, ich bin zufrieden mit dem englischen Geschäft," entgegnete der Kaufmann. „Die englischen Kaufleute sind sehr coulant, und das Geschäft mit England wirft einen namhaften Gewinn ab. Womit kann ich dienen?"

Der Baronet zog sein Portefeuille aus der Tasche und öffnete es.

„Souther und Parkin haben Ihnen vielleicht geschrieben, daß ich durch Sie meine Bankgeschäfte zu vermitteln wünsche," sagte er, während er die kurz vorher empfangenen Briefe auf den Schreibtisch legte. „In anderen Städten habe ich schon meine Verbindungen, wie Sie sehen, es handelt sich also nur um diesen Platz."

„Und in welcher Weise —"

(Fortsetzung folgt.)

Weihnachten in Finnland.

Finnlands Lob singt Petersburg. Zwar ist von dem auf pilotirtem Sumpfgrunde ruhenden granitnen Fundament der Newastadt gar nichts und von der kostbarsten Schöpfung der Wegebaukunst, der granitnen Einfassung des Newadeltas, nur ein schmaler Rand zu sehen, aber darüber hinaus wagt doch ein so ausgedehnter Wald von granitnen Säulen, Atlanten und Karyatiden, daß die Stadt Peters des Großen nicht mit Unrecht den Namen: „nördliche Säulenstadt" führt. Alle die zahlreichen, an Großartigkeit bisher unübertroffenen, monumentalen Bauten des nordischen Palmyra, alle die prachtvollen kuppel- und frontentragenden Kolonnen ihrer Kathedralen, alle die Pilaster der Paläste, in denen die Großfürsten wohnen, alle die Peristyle der Prachtbauten, die den Naryschkins, Dolgoruckys, Scheremetjews, Orlows und Demidows gehören, sind mit einem Kostenaufwande, der an das Fabelhafte streift, aus finnischem Granit gemeißelt worden. Aber auch das Volk, an dessen Küsten der Meißel der Ruthenen in wenigen Jahren vollbrachte, was die Scheerenbrandung an Norwegens Klippen nur in Jahrtausenden ausführt, ist fest wie Fels und in dem Grade, wie die aus finnischem Granit gebrochene Alexandersäule (zwischen dem Winterpalast und dem Generalstabe) den größten römischen Granitobelisken, den aus dem Sonnentempel von Heliopolis stammenden und im Zirkus Maximus aufgestellten überragt, in demselben Grunde übertrifft auch der Finnländer alle anderen Völkerschaften an Muth und Ausdauer, wenn es zu darben und zu leiden gilt. Das nur einmal im Jahre gebackene finnische Knackbrot ist das härteste der Welt und doch, wie oft schon war es ein schmerzlich vermißtes Gut. Wie oft zog schon die Hungersnoth durch das Land der tausend Seen! Ewig toset der Wasserfall, grollt Brandung, rauscht der Föhrenwald, gleichgültig für so manches durch Elend geknickte Menschenleben, das vor der Erlösung sein Dasein mit einem aus Moos, Borke und Spreu bereitetem Brode fristete. Aber trotz aller Noth hat das blonde Volk Finnlands stets gastlich den Fremdling beherbergt. Die Tochter des Landes giebt, so lange sie noch selbst etwas besitzt, auch wenn sie mit dem Rest des Mehls im Kad und mit dem auf die Neige gehenden Oelkrug das letzte Mahl bereiten will, um mit ihrem Sohne zu sterben. Sie giebt dem Fremdling ohne das mit einem Schwur besiegelte Prophetenwort, daß das Mehl im Kad nicht schwinden und das Oel im Kruge nicht versiegen soll. Darum ist sie mir auch lieber als die Wittwe von Sarepta. Betrachten wir sie einmal am häuslichen Heerde, und zwar um die Weihnachtszeit.

Da liegt das nur an dem aufsteigenden Rauch kenntliche und sonst durch nichts sich von dem dicht und schwer beschneiten Waldsaume abhebende „Pörte", d. h. das Rauchnest. Zur Rechten zieht sich das Ufer des Saimasees empor, wie ein gesprungener Krystallspiegel.

Wie gelangt man zu dem Rauchnest, da doch die zwischen den mächtigen, zerstreut liegenden Felsblöcken hindurch um die Zickzacklinien des Sees herum führende Sommerstraße vollständig verschneit und unfahrbar ist. Nun, auf der stracks über gefrorenen See und Sumpf dahinführenden Winterbahn! Sie ist aber nirgends sichtbar, denn heftiges Schneetreiben verwischte auf derselben die letzten Schlitten- und Fußspuren. Nur ein Einheimischer, der die allergenaueste Ortskenntniß zu seinem Wegweiser hat, kann jetzt noch zu dem Pörte hinübergelangen und mit den schlichten, armen und zufriedenen Menschen darin die Festfreude theilen. Die letzten, welche dort hinüberfuhren, das Fest mit dem Vater zu feiern, waren der Sohn und die Schwiegertochter des Pörtebesitzers. Sie waren in zwei winzigen Schlittchen, die sie selbst kutschirten, angekommen, da die Enge des Weges bis zum See keinen zweisitzigen Schlitten zuließ.

Kaum vermochten sie auch mit ihren auf Sohlen gestellten Liliputkasten zwischen den unter dem Schnee versteckten und den Weg einschließenden Baumstumpen und Knorren hindurchzuschlüpfen, und es blieb ihnen nicht erspart, mitunter hart anzuprallen. Erst auf dem See, da griffen die Braunen frisch aus und hart hinter ihnen verwischten Schnee und Wind ihre Spuren so vollständig, als sollte jeder Unberufene an dem Einschlagen derselben Richtung verhindert werden.

Eine bunte und lustige Gesellschaft bewegte sich in der Stupa des Pörte, d. h. in dem großen Raum, in welchem die Bauernfamilie im täglichen Leben ißt trinkt und schläft. Die Stupa sowie ihre Gäste haben das Festkleid angelegt. Erstere ist sorgfältigst geputzt, gescheuert und gefegt worden und die Pfannen und Geschirre zeigen das ächte Weihnachsblinken. Der Tisch ist mit einem großen weißen Tuche bedeckt und mit Butter, Brod und Schwachbier alles in vorzüglicher Qualität, belastet. Droben unter der Decke hängen wie ebenso viele Schwimm- und Rettungsgürtel, die runden Halkakor, jene aus Roggen gebackenen Brode, welche etwa 1' im Durchmesser haben und etwa ¾ Zoll dick sind. Sie hängen an langen Stangen, welche durch ihre Mitte gestoßen wurden und trocknen, daß ein Schmiedehammer mit ihrer Zerkleinerung zu thun hat. Diesen Broden, und vielleicht noch den gesalzenen Strömlingen, welche dazu gegessen werden, verdankt das finnische Volk seine Perlenhühner und seinen guten Magen. Die Stupa ist brillant erleuchtet und zwar durch zahllose in die Wand gesteckte Pertor, d. h. durch dünne, eine Elle lange Stäbe von Tannenholz, die an dem freien Ende entzündet wurden. Zwei höchst eifrige und glückselige Rotgummen d. h. alte arbeitsunfähige Frauen, die sich in Ehren das Gnadenbrod verdient haben und ein hinkender kreuzfideler Rotgubbe, der ebenfalls im Dienste seines Brodherrn arbeitsunfähig wurde, und auch das Gnadenbrod ißt sorgen für die Bewachung und Erneuerung der hellflammenden Pertor. Die Uebrigen kümmern sich an diesem Abend wenig oder gar nicht um die gefährlichen Lichter die wenn sie nicht rechtzeitig erneuert werden, so gern das ganze alte Haus in eine weithin leuchtende Lobe verwandeln.

Die Alten erzählen einander an diesem Abend Geschichten, die sie schon hundertmal erzählt haben, aber alles klingt heute so ganz anders, so neu, und wohl dem, der viel erlebt hat und mit seinen gemüthvollen Erzählungen die andern ausstechen kann. Der Sohn und die Schwiegertochter des Pörteherrn, welche zum Fest gekommen, haben dem Alten, der Mutter und der Großmutter so viel wichtiges, zum Ernst des Lebens gehöriges, mitzutheilen, daß sie einander immer und immer wieder an das Essen und Trinken erinnern müssen. Der Sohn erzählt von seinem Kampf mit einem hinter seiner Bordenhütte liegenden Stück Moor. Welche Mühe hatte es ihm gekostet demselben die bescheidenste Ernte zu entlocken. Um das von Granitfelsen umgebene Moorbecken zu entwässern, war es zuerst ringsum mit einem tiefen Graben versehen worden. Es waren auch kopfzerbrechende Berechnungen nöthig gewesen um den für die Entwässerung geeignetsten und billigsten Angriffspunkt des Hauptgrabens zu gewinnen. Es war sogar eine Sprengung des Felsens nöthig gewesen, um sowohl das aus der Tiefe des Moores heraufbrausende, als auch das von der Umgebung herbeiströmende Schnee- und Regenwasser abzuleiten. Das Moor war dann von vielen, ebenfalls tiefen Quergräben durchschnitten worden. Sie liefen durch die quelligsten Theile und solche Strecken, an denen sich das Morastwasser ganz besonders ansammelte und durften dabei doch auch ihre vorgeschriebene Richtung nach dem Hauptgraben nicht einbüßen. Außerdem war der Morast noch rautenförmig von vielen kleineren aber immer noch zwei Fuß tiefen Quergräben durchfurcht worden. Sie mündeten auf der einen Seite in den Umfangs- und auf der andern Seite in den nächsten größeren Quergraben. Und was für ein Resultat hatte dieses mühevolle, zeitraubende Entwässerungssystem erzielt? Es hatte nur die oberste Schicht des Moors allmälig trocken gelegt. Ehe aber der Samen gesteckt werden konnte, mußte jene trockene Schicht gelöst und dann ausgerodetes Gesträuch mit der losgehackten Moosschicht auf der Fläche ausgebreitet und verbrannt worden. In die gleichmäßig vertheilte Asche war nun der Roggen gestreut und eingeeggt. Ungunst der Witterung, Ueberschwemmung und Forst hatten aber dem keimenden Saatkorn den Krieg erklärt und statt eines üppigen, „von wehendem Saatengold übersponnenen" Erntefeldes war nur sovie gediehen, daß gerade die zum Fortkommen durchaus erforderliche Anzahl Halkakor gebacken und auf Stangen gesteckt werden konnte. Doch hatte dieses dürftige Resultat die genügsamen Leute keineswegs entmuthigt.

Als der Sohn auserzählt hatte, schob er sich die Fellmütze in den Nacken und lehnte sich tiefer in den Sessel, den Ehrenplatz, zurück, der ihm an diesem Abend eingeräumt worden wor, und den er trotz allen Widerstrebens schließlich hatte einnehmen müssen. Die Pfeife entglitt dem Munde, die müden Augen fielen zu. Der Hausvater nimmt das Gesangbuch, liest den Abendsegen und gibt das Zeichen zur kurzen Ruhe. Eine halbe Stunde später hält alle in dem Pörte der Schlaf umfangen. Die Gäste ruhen in dem neben der Stupa befindlichen Gastzimmer.—

Noch liegt draußen die dichteste Finsterniß, noch zeigt die Schwarzwälderin, welche bis in diese Schnee- und Eisgefilde hinein den Menschen gefolgt ist, nicht drei Uhr, als der Weckruf durch die Räumlichkeiten des Pörte erschallt. Der Rotgubbe, der keiner Uhr bedarf, ist der Wecker. Es sind in tiefster Finsterniß, bei Wind und Schneegestöber dreißig russische Werst bis zur Kirche zurückzulegen, doch es ist Keiner, der sich von dieser nicht ungefährlichen Kirchfahrt fürchtet. Im Gegentheil, sämmtliche erweckte Schläfer wetteifern hinsichtlich der Zurüstungen zur Fahrt über den See. Bald steht jeder in seinem Festkleide da, bietet den Morgen- und Festtagsgruß, schlürft heißen Kaffee und harrt des Winks, auf welchen die bereits vorgefahrenen Schlitten bestiegen werden müssen. Es geht bald dem Stern der Weihnacht, der im hellsten Lichterglanz strahlenden waldeinsam liegenden Kirche entgegen. Die Nachtkirchfahrt ist oft eine unheilvolle. Der Wind verstärkt sich nicht selten zum Sturm und peitscht den Kirchfahrern inmitten einer unheimlichen Finsterniß ganze Schneewehen entgegen. Hin und wieder wird auch ein Schlitten verschlagen und treibt bis Tagesanbruch in der Irre umher. In der Regel aber wird geschärften Sinnes und mit Aufbietung aller Zähigkeit das Ziel gewonnen. Nach der Rückkehr in das Pörte wird der Festtag plaudernd und schmausend daheim verbracht. Die Rumpelkammer der Erinnerungen wird ausgekramt und die kurze Pfeife raucht und glüht mit dem Ofen in die Wette.

Vom „Diamantenherzog."

Ein Dresdener Blatt theilt Folgendes aus dem Leben des Diamantenherzogs mit:

Das Ableben des Diamanten, des Perrückenherzogs, wie er genannt wurde, dieses Abenteurers mit den noblen Passionen, ruft eine Erinnerung an ihn wach die freilich nicht, wie die alten Heiligenbilder, auf Goldgrund gemalt ist.

Das Intermezzo spielt in Dresden. Der Herzog hätte Dem, was geschah, vielleicht in anderer Situation Ironie entgegengesetzt, ein Glücklicher aber kann nie ironisch werden, und für einen solchen hielt sich der übermüthige Abkömmling des Welfenhauses, dem Zucht und gute Sitte längst abhanden gekommen und der mit Willkür zu herrschen gewohnt war. Doch zur Sache.

Es war im Frühjahr des Jahres 1830, als sich der regierende Herzog Karl von Braunschweig mehrere Tage in Dresden aufhielt. Er war im Hotel de Saxe abgestiegen, welches zu jener Zeit einen hohen Aufschwung genommen hatte und sich eines ausgebreiteten Rufes erfreute. Die gekrönten Häupter: Kaiser Nikolaus von Rußland, der König von Preußen, Friedrich Wilhelm der Dritte, König von Württemberg und Andere suchten es heim, denn der Wirth Herr Gerstkampf, bot Alles zum guten Renomme seines Hauses auf.

Wenn so ein Kronenträger ankam, wurden stets vor dem Hotel zwei Schilderhäuser mit Wachtposten von Seiten der Militärverwaltung aufgestellt. Eine solche Ehrenbezeugung wurde auch dem Herzog Karl zu Theil, der damals nahe an 26 Jahre zählte.

In seiner Begleitung befand sich die Sängerin Fräulein Dörmer, zu welcher er in einem Verhältniß stand, wie August der Starke zur Cosel, zur Königsmarck und Ludwig XV. zur Pompadour. Diese Favoritin war die Nachfolgerin der Tänzerin Kirchner.

Schon vom ersten Tage des Eintreffens hatte das wüste Treiben des Herzogs den Mißmuth des Wirthes erregt. Der Herzog wollte einige der Schönen aus dem Balletchor des hiesigen Hoftheaters für Braunschweig engagiren; er war für eine junge, reizende Schauspielerin entbrannt; er ließ dem Inspicienten des Hoftheaters durch seinen Geheimsekretär Bitter hundert Ducaten anbieten, wenn es ihm gelänge, sie abtrünnig zu machen. Die Dörmer hatte davon Wind bekommen, sie fürchtete eine Nebenbuhlerin, und es gab eine heftige Scene zwischen ihr und dem fürstlichen Gönner. Bald aber strahlte der Friedensbogen, denn die Sängerin war schlau und mit allen Künsten vertraut; sie war es geworden in einem Kreise, wo trotz des üppigen Lebens dennoch Neid, Verfolgung, Feindschaft und Heuchelei herrschte.

Die Abreise des von zügelloser Leidenschaft befangenen Fürsten sollte vor sich gehen, was dem Besitzer des Hotel de Saxe sehr angenehm war, denn Alle im Hause hatten das launenhafte Wesen des Herzogs satt, der sich ein Sultan dünkte und schon seit Jahren durch seinen Conflikt mit dem Volke und den Verwaltungsbehörden bekannt und berüchtigt war.

Wie es schon damals bei der Abreise der Herrschaften zu geschehen pflegt, hatte sich auch diesmal ein neugieriges Häuflein Volk vor dem Hotel aufgestellt. Die Fourgeons waren bereits früher abgefahren, und es rückte der Reisewagen des Herzogs vor, der nicht nur luxuriös ausgestattet, sondern auch so eingerichtet war, daß er zur Schlummerstätte hergerichtet werden konnte.

Der Wirth Gerstkamp stand in der Hausflur, um dem hohen Gast die üblichen Ehren beim Abschied zu erweisen. Hier und da Befehle an Kellner und Lohndiener austheilend, ging er unruhig auf und ab: außen scharrten ungeduldig die Postpferde, die neugierige Menge hatte sich vermehrt.

Da erschien zuerst die Dörmer, aber durchaus nicht angethan mit dem Reisekleide, sondern in einem Costüme, wie es die „schöne Helena" sich nicht luftiger hätte wünschen können.

Sie stieg behende in den Reisewagen, dessen grünseidene, herabgelassene Gardinen sie den Blicken des Publikums entzogen, das gar lange Hälse machte und sich gegenseitig mit den Ellenbogen polirte.

Mit Spannung wartete man der Dinge weiter, die da kommen sollten. Solche ließen nicht lange auf sich warten. Der Herzog kam. Welches Costüm!! Der Landesvater Braunschweigs hatte sich in einen seidenen Schlafrock geworfen, von dem man durchaus nicht sagen konnte, daß er „zugeknöpft bis an den Hals" gewesen. An den Füßen schlotterten ein Paar leichte Pantoffeln von rothem Saffian und die andere Garderobe war von der Art, daß Seine Durchlaucht sofort die beste Illustration zu dem Kinderbuche: „Der Hemdenmatz" abgeben konnte.

Ueber eine solche Hintansetzung alles Schicklichen, über ein solches Gebahren, das der Sittlichkeit Hohn sprach, gerieth Herr Gerstkamp in Aufwallung, die Zornesader auf seiner Stirne schwoll, um so mehr, als in diesem Augenblick drei Damen in das Haus traten, die als Fremde ihm die Ehre der Einkehr in sein Haus erzeigten.

Jetzt war an keinen Zurückhalt mehr zu denken. Gerstkamp rief: „Durchlaucht! gestatten Sie mir .... ein Wort .... diese Nonchalance .... dieses Negligee .... Sie schänden die Ehre und die Reputation meines Hotels. Ich wünsche .... daß Sie mein Haus heute zum letzten Male besucht haben und nie wieder seine Schwelle betreten. Enfin .... hinaus!"

Eine solche Sprache hatte jedenfalls der Herzog noch nicht vernommen. Er machte eine Faust in der Tasche und schlüpfte in den Wogen; ein Lakai warf den Kutschenschlag zu, die Postillone bliesen, und fort ging es — auf Nimmerwiedersehen.

Keine Rückkehr, denn am 7. September desselben Jahres (1830) brach in Braunschweig der Aufruhr los; das erbitterte Volk griff zur Selbsthilfe. Der Tumult begann am Abend im Theater, es war eine Opernvorstellung (Othello) worin die Dörmer sang.

Wie in späteren Jahren die Hofschauspieler Günther, Schütz und Kettel erzählten, wurden vor dem Beginne der Oper faules Obst und faule Eier zu hohen Preisen aufgekauft, was ein Theil der erregten Adelspartei bewerkstelligte.

Bei einem Sceneabgang wurde die Dörmer mit einem Wurf von faulen Eiern begleitet und viele derselben flogen in die Loge, in welcher der Herzog saß.

Der widerliche Geruch erfüllte das ganze Haus, ein Zischen und Lautwerden des Unwillens drang vom Parquet bis in die Regionen der Gallerie. Bei dem Nachhausefahren wurde der Wagen des Herzogs mit Steinwürfen verfolgt, ganz besonders aber der herzogliche Wagen, worinnen die Dörmer saß. Der Steinhagel war hier so arg, daß sich die Sängerin auf den Boden niederstrecken mußte.

Noch in derselben Nacht wurde das Schloß des Herzogs gestürmt und in Brand gesteckt. Muthlos und kopflos entfloh der Herzog und auch in derselben Nacht noch die Dörmer. Der erstere rettete aus dem polischen Schiffbruch wenigstens noch ein großes Vermögen und einen Diamantenschatz von kolossalem Werth.

Die Favoritin, welche ihre Rolle ausgespielt, zog sich ins Privatleben zurück. Jedenfalls hatte sie sich auch bedacht, wenn sie auch nicht Millionen in die englische Bank zu London niedergelegt, was der Herzog — Vorsicht ist die Mutter der Weisheit — schon ein paar Jahre vorher gethan.

Wu is der Platz?

Do in unserem Busch wohne Nachteule. Sie halte sich schon lang dort uf—sie hen ihre Familie dort un scheine dahehm zu fühle. Sie sin kehn üble Nochbere, awer sie hen som Wege an sich die ich net recht versteh. Manchmol hocke sie die ganz Nacht draus uf den Behm un greische als „Wu! Wu!" Weil sie sunst niks sage, so kann ich net genau wisse was sie mehne, awer ihr Stimm is so melenkohlisch, daß es mir vorkummt, sie hätte en Verlange for Sache un Dinge, un Plätz wu sie jetzt net hen un net wisse wu sie zu finne sin, un for sell kreische sie die ganz Nacht, in einer verheulter Stimme, „Wu! Wu!" Ich hab Mitleide mit selle dicköppige, großahgige, fetteriche Nachtschwärmer, for es geht mir just ah so wie ihne — es fehle mir viel gute Sache, die ich noch net hab un net wehß wu zu finne, un ich fühl just wann ich mich ah die ganz Nacht naus hocke sott uf'n Bahm und heule un greische: „Wu! Wu!"

Ja, es wär kehn Wunner wann ich greische däht, daß es dorch die ganz Welt schalle däht, wu! wu! soll ich hin geh, for en Platz zu finde wu die Leut ehrlich sin? wu die Leut ihre Schulde bezahle.

Wu sie net stehle?

Wu sie net faullenze?

Wu mer kehn Ratteschwänz im Butter find und Frösch in der Milch.

Wu die Mäd ehm net der Konstabler schicke?

Wu's Geld net so rar is?

Wu die Aeppel un Grundnüß net so theuer sin?

Wu mer net so viel Narre antrefft, die in schöne Kärretsches fahre; mit fein Tuch un Sammt un Seide gedreßt sin und die Nase in die Höh strecken daß wann sie der Nordstern durchsteche wollte?

Wu die Leut net mehner von ihrem Geld denke als wie von ihrem ehgene Gehirn?

Wu die Leut net mehner vun ihre Bauereien un Gäul un Ochse denke als wie vom Himmel?

Wu die Leut zufriede sin, wann sie genung hen und net nanner das Brod aus'm Maul stehle?

Wu die Leut nanner glücklich mache, un net nanner unnerdrücke un dohtschlage?

Wu die Leut ihre Mäuler halte die niks wisse?

Wu Ehner der mit Betrug reich geworde is, net mehner estimirt is als en Schofdieb?

Wu die Leut net üwer ehm lache, wann mer duht was recht is?

Wu mer sei Geld all einkriegt uf der erste April?

Wu die Mäd all schön sin, un mit Geduld warte bis sie Männer kriege, un froh sin wann sie gar kehne kriege?

Wu net die Leut sich ausgebe for unser Freund un hinne rum uns verdolche dähte, wann sie sich net ferchte dähte?

Wann ich just so en Platz finne könnt—dort däht ich gleiche hinzugeh. Awer „Wu! Wu!" is so'n Platz?

Stotternder Gast: „G—geben G—Sie—m— mir G—G—Gin, Gin, Gin—C—Co—Cock—Cock, a—ta—Rail—"

Schenkwärter: „Sogleich! Wollen Sie Alles auf einmal haben?"

Patriotismus. Eine alte Farbige rief neulich ihren hoffnungsvollen Sprößlingen in folgender Weise: Du, Thomas Jefferson, und Du, James Madison, wenn Ihr nicht auf der Stelle hereinkommt und den Abe Lincoln mitbringt, dann sollt Ihr's kriegen Ihr .....

Kindersegen. In Ritchie County, Va., wohnt eine 83jährige Frau Namens Bohne, deren ältester Nachkomme bereits Großvater ist, während ihr jüngster Sprößling erst kürzlich das Licht der Welt erblickte. Farmer werden dies begreiflich finden. Die Frau gehört eben zu jener Bohnen-Familie, welche zu gleicher Zeit reife Früchte und Blüthen trägt.

Musik als Sprache.

Richard Wagner will — wenn anders wir ihn recht verstehen, — die Musik zum Range einer Jedermann verständlichen, durch bestimmte Tonverbindungen bestimmte Empfindungen bezeichnenden Sprache erheben (so nennen es seine Freunde), oder erniedrigen (so nennen es die Andern). Vielleicht ist sie es schon immer gewesen, aber freilich in anderem Sinne, als Wagner es beabsichtigt. Das heißt, die Musik ist eine Sprache für die verschiedenen Generationen der Menschen gewesen, doch so, daß dem nachfolgenden Geschlechte die Sprache des vorangegangenen kaum mehr verständlich, oft seltsam, zuweilen geradezu lächerlich ist. Geht es so fort, wie es bisher gegangen ist, so wird die Tonsprache, die Wagner spricht und die man jetzt noch als Musik der Zukunft (nehmen wir an, des Jahres 1890 oder 1900) bezeichnet, schon in hundert Jahren die Sprache der Vergangenheit sein, die man alsdann — vielleicht nur seltsam, sonderbar, zopfig, veraltet findet und mit einem gewissen freundlichen Wohlwollen behandelt, vielleicht aber auch nur — belacht, wie wir heute die Tonsprache Kauer's belachen.

Kauer, — wer ist Kauer?

Die bloße Frage, welche wahrscheinlich 99 unter 100 Lesern stellen, ist das vernichtendste Urtheil über die Anmaßung, eine für alle Zeiten gültige und verständliche Tonsprache schaffen zu wollen. Denn Kauer ist der Name eines Tonsetzers, der vor 70 oder 80 Jahren in Deutschland einer mindestens zehnmal größeren Zahl von Menschen geläufig war, als der Gluck's. Kauer, 1751 geboren und erst 1831 als armer Cellist am Leopoldstädter Theater in Wien gestorben, während er in den dazwischenliegenden 80 Jahren für das damals in Tönen empfindende deutsche Volk der Schumann und Lortzing, der Wagner und Offenbach in einer Person gewesen war, ist der Componist von beinahe 200 Sing- und Liederspielen, darunter „Das Donauweibchen."

Das Donauweibchen! Wer von unseren Lesern sein halbes Jahrhundert auf dem Rücken hat, erinnert sich wohl noch daran, mit welchem Entzücken sein Vater, oder Großvater ihm von den „reizenden", oder „gemüthvollen", oder „drolligen" Weisen des Donauweibchens gesprochen hat. Jahrzehnt auf Jahrzehnt haben die Theater, hüben und drüben, gute Geschäfte gemacht, wenn sie einmal, an die Erinnerungen der heutigen Väter anknüpfend, jenes „Donauweibchen" in Scene setzten, an welchem die Väter dieser Väter sich so innig ergötzt hatten. — Aber selten hat auch noch eine Wiederholung der Aufführung die Kassen gefüllt. Denn die erste genügte, um in den Zuschauern und Zuhörern die Ueberzeugung zu erwecken: „So empfanden, daran ergötzten sich unsere Väter und Großväter; aber wir empfinden, wir ergötzen uns anders!

Wir empfinden anders, wir denken anders, wir machen andere Musik und ergötzen uns an anderer Musik. Denn die Musik, als Ausdruck der Empfindungen, geht nicht in gleichem Schritt mit der Sprache, — die schreitet in viel langsamerem Tempo fort, so daß uns im Jahre 1874 noch die Sprache Lessing's vom Jahre 1744 ganz richtig und sauber erscheint —, sondern mit den Empfindungen und Anschauungen der Menschen selbst. Sie hat ihre eigene, viel schnellere Schrittgeschwindigkeit, als die Sprache. — Die Entfernung zwischen Kauer und Schumann oder Wagner ist viel größer, als die zwischen Göthe und Gustav Freytag, Hermann Lingg oder Bodenstedt. Der gebildete Mann kann heute noch Göthe's Faust beinahe (einige Härten und Unbehülflichkeiten in Syntax und Reim abgerechnet) und Schiller's Dramen ganz mit ebenso viel Genuß lesen, als ob sie vor zehn Jahren erschienen wären, — aber um die Musik zu genießen, an welcher sich Göthe (dem noch Franz Schubert viel zu „zukünftig" war) und Schiller ergötzten, muß er an die freundlichen Erinnerungen anknüpfen, die er seinem Großvater bewahrt.

Dann allenfalls kann er eine Tonsprache verstehen, die ihren volksthümlichen Ausdruck nicht in der „schmetternden Trompetenweis'" oder andern Weisen fand, deren blödsinnige Bezeichnungen Richard Wagner den „Schäfern an der Pegnitz" abgeborgt hat, sondern in den Weisen von Liedern, wie „Mein guter Michel liebet mich mit deutscher Redlichkeit", oder „Beschattet von der Pappelweide," oder „Arm und klein ist meine Hütte", oder „Ein Schäfermädchen weidete zwei Lämmer an der Hand."

Zu dieser Tonsprache gehört die Musik des „Donauweibchens", das vor einigen Tagen hier zur Aufführung gelangte (welche Aufführung den Anlaß zu vorliegenden Bemerkungen bildet). Es war die Volks-Tonsprache zu einer Zeit, wo Mozart und Haydn die höhere", klassische Tonsprache redeten, aber auch sie, um überhaupt verständlich zu sein, an den Styl und die Ausdrucksweise der Volkstonsprache anknüpfen mußten.

Daß sie dies gethan haben, davon kann sich Jeder, der über das „Donauweibchen" lacht, leicht überzeugen. Denn alle, die für unseren heutigen Geschmack drolligen, altfränkischen, bis zur völligen Lächerlichkeit zierlichen und gezierten Schnörkeleien und „Coloraturen" der Kauer'schen Lieder, welche unseren Großvätern eben so tief in's Herz gingen, wie den Jünglingen in Deutschland vor dreißig Jahren das bange Schme—e—e—rz, in welchem das He—e—e—e—rz fragt, „o—o—o—ob ich dich wohl wie—i—iederseh?", oder das „Wo—o—o—o?!" in Schubert's Wanderer — alle diese Kinkerlitzchen und an die Dolly-Varden-Mode erinnernden Verblümelungen der Empfindung findet man — zuweilen Takt für Takt, Note für Note, gerade wie die Briefabschlüsse im alten Complimentarstyl der Rococozeit — wieder in Mozart's Zauberflöte „Don Juan, Entführung aus dem Serail." — Nur sind sie hier „klassisch" geworden und werden ängstlich von den Leibgarden des Musik-Verständnisses bewacht, die jedem schnöden Laien, welcher gutmüthig spöttisch über den zierlichen Zopf lächelt, entgegen donnern: „Zurück, das verstehst du nicht!"

Doch genug; — bei Leibe wollen wir uns nicht anmaßen ein „Urtheil" über Musik abzugeben. Was wir sagen, sind nur so einige „Ideen" — vielleicht in dem Sinne wie Heine's hamburger Kutscher das Wort gebrauchte: „All' das dumme Zeug was einem so durch den Kopf geht." Wenigstens werden die Musikverständigen — mit Ausnahme unseres Freundes C. L. B. vom Anzeiger des Westens — es wahrscheinlich so auffassen. Allein, wenn einmal die Verfechter der „Zukunftsmusik" den Satz aufstellen, daß die Musik so verständlich sei, wie die Sprache, werden sie es auch Denen, die Gottlob von der Sprache vollauf so viel und vielleicht mehr verstehen, als sie von der Musik, nachsehen müssen, daß ihnen bisweilen etwas "dummes Zeug" über Musik durch den Kopf geht. Das besteht im vorliegenden Falle in der Wahrnehmung, daß die Musik früher altert, als die Sprache, und daß die Lebensentwickelung der Musik, als Sprache der Empfindung betrachtet, nicht mit der Entwickelung der Literatur, sondern mit der des gesammten Volkslebens parallel geht, weil zehnmal so viele Menschen empfinden, als denken und lesen. Der Unterschied zwischen dem Empfinden der Deutschen, welche 1870 die Wacht am Rhein und Denjenigen, welche vor 70 Jahren die deutsche Marseilleuse sangen: „Freund, ich bin zufrieden, geh' es wie es will", ist größer, als der Unterschied im Denken Derjenigen, die vor 70 Jahren Göthe's Faust lasen und Derer, die heute Mirza Schaffy lesen.

Auf der Münchener Hofbühne.

Von den Novitäten, welche in der letzten Zeit die Münchener Hofbühne beschritten, dürfte die interessanteste die Oper „Genoveva" von R. Schumann sein. Sie ist eine Zeitgenossin des „Tannhäuser" und hat bis jetzt nur an den Bühnen zu Leipzig, Dresden und Carlsruhe Aufnahme gefunden, wo sie seinerzeit dem wohlbegründeten Renomee des Componisten zu Liebe — wenn auch ohne durchgreifenden Erfolg — gegeben wurde. Die Münchener Bühne beeilte sich die erste zu sein, welche das nur mehr in seiner Ouverture gekannte Werk das erst in der Neuzeit wieder besser verstandenen Tondichters ihrem Publikum vorführte. Eine Reihe anderer Schumann'scher Compositionen, die im Theater oder im Concertsaal vorher zur Aufführung gelangten, wie seine Symphonien, Clavier-Conzerte, die Musik zu „Manfred" u. s. w., bereiteten auch die Oper vor und belehrten das Auditorium über die Eigenheiten der Schumann'schen Muse. Nun endlich kam die Oper selbst zur Aufführung und Frl. Stehle, die wir leider nur noch kurze Zeit auf der Bühne sehen, da sie schon demnächst ihre Trauung mit dem Freiherrn von Knigge feiert, hatte die Titelpartie übernommen. Bei allen Sympathien für die romantische Musik mußte man sich jedoch bald überzeugen, daß der von der Münchener Generalintendanz unternommene Versuch nichts Anderes als die Galvanisirung eines musikalischen Leichnams war: die Oper giebt, was man nicht verlangt und verweigert, was man von einem musikalischen Drama zu fordern berechtigt ist, — Charaktere, dramatisches Leben, Steigerung und Handlung. Aus diesen Scenen gähnt uns romantisch gefärbte Langeweile entgegen; die Personen, welche auftreten, sind ohne Fleisch und Blut, ohne innere Consequenz; die Oper, so schön sie gearbeitet ist, wird zum Oratorium und unbefriedigt geht der Zuhörer aus dem Theater. Wir verkennen nicht, daß ein großer Theil eines solchen Mißerfolges auf den Dichter fällt; aber andererseits scheint es uns unbegreiflich, wie ein so feiner und geistreicher Componist, ein so geschmackvoller Kritiker, wie es R. Schuman war, an einem so abgeschmackten Texte, in welchem sich Heine'scher Sarkasmus unvermittelt neben die süßliche Romantik eines Tieck stellt, Gefallen finden konnte: eine solche Kritiklosigkeit in einer für den Componisten so hochwichtigen Wahl halten wir wirklich für unerklärlich.

Der ersten Aufführung der Oper wohnte eine Anzahl namhafter auswärtiger Musiker, unter ihnen viele Kapellmeister und Opernregisseure, bei; denn es galt, sich von dem Eindruck einer Oper zu überzeugen, welche sicherlich jede Bühne schon dem Tondichter zu Ehren schleunigst zur Aufführung bringen würde, wenn die gehabte Mühe nur halbwegs dem Erfolge entspräche, den sich das Musikwerk bei seiner Darstellung erringt. Die meisten dieser Gäste jedoch reisten ab mit der Ueberzeugung, es sei dem Genius des Componisten kein Gefallen erwiesen, diese Oper in Erinnerung zu bringen.

Dagegen werden sie sich nun bemühen, auf ihren heimischen Bühnen die Aufführung des Gedichtes „Manfred" von Byron, wozu Schuman eine wundervolle Musik geschrieben hat, zu erwirken. Da tritt uns der große Genius des zu früh der Nacht des Geistes und des Grabes verfallenen Tondichters in strahlenderer Glorie entgegen und es ist ein wirkliches Verdienst unserer Hofbühne, dieses Werk häufig zur Anhörung zu bringen und es so der Vergessenheit entzogen zu haben. Den fremden Gästen zu Ehren wurde das dramatische Gedicht Tags vor der ersten Genoveva-Vorstellung aufgeführt und mit gewohntem Beifall aufgenommen, den das ernste Stück immer gewinnen wird, wo sich eine weihevolle Darstellung und ein nicht in rohem Realismus versunkenes Publikum zusammenfinden.

Gutzkow's einaktiges Lustspiel „Dschingiskhan" wurde uns auch vorgeführt. Der berühmte Dichter ist in die Gebiete herabgestiegen, die sonst Moser, Görner, Rosen u. A. zu beherrschen pflegen. Es ist kein glücklicher Griff, den er mit diesem Lustspiel gethan, die Idee ist platt und noch dazu unwahr, die Diktion gewöhnlich, der Aufbau ohne Gutzkow'schen Geist. Wäre das Stück ohne den Namen des Autor aufgeführt worden, und hätte das Publikum sich Mühe gegeben, denselben zu eruiren — auf Gutzkow wäre es sicherlich erst zu allerletzt gekommen. Der Dichter mag sich beeilen, den gemachten Schreibfehler wieder zu verbessern.

Ein anderer Dichter, welcher unter dem keineswegs bescheidenen Namen „Eschenbach" auftrat; gab ein Lustspiel „Die Veilchen" zum Besten und das k. Residenztheater that ihm den Gefallen, dasselbe aufzuführen. Gütiger Himmel! der hat die Naivetät eine Gräfin, die junge Frau des Grafen Andlau, zu erfinden, welche noch des süßen Glaubens lebt, daß Alles was man ihr sagt, und Alles was sie sagt, wahr sei. Als sie darüber mit ihrem Mann zu reden kommt und dieser behauptet, sie werde von den Roués des Hofes blos angelogen und sie selbst könne sich nicht allzeit strenge an die Wahrheit halten, ist sie ungehalten und sie geht eine Wette ein, die darin besteht, daß der Graf jedesmal einen der vielen Veilchensträuße, welche heute zu ihrem Geburtsfeste abgegeben wurden, zum Fenster hinauswerfen dürfte, so oft er sie auf einer Lüge ertappe. Nun kommt Besuch, es entspinnt sich eine lebhafte Conversation, Verlegenheit drängt sich an Verlegenheit und Lüge an Lüge. Die Sträuße haben in kürzester Zeit ihre Wanderung durch das Fenster gemacht, die Gräfin steht beschämt vor ihrem Manne und bekennt reuevoll ihre Erfahrung. Nicht wahr? das ist doch eine höchst überflüssige Beweisführung, und weil die Naivetät denn gar so excessiv weit getrieben ist, glauben wir fast, daß sich hinter dem Namen „Eschenbach" ein weiblicher Autor verborgen hält. Uebrigens empfehlen wir das sittenreine, hochnaive Stück Mädcheninstituten für ihre theatralischen Bedürfnisse. Aber vielleicht finden auch diese die junge Gräfin schon als zu einfältig und weitläufig.

Großfürstin Maria Alexandrowna von Rußland.

Die Liebesgötter haben gewöhnlich mit dem Ehen, die an Höfen geschlossen werden, wenig zu thun. Prinzen und Prinzessinnen sind in der Wahl ihrer Gemahle etwas beschränkt, und von Jugend an wissen sie genau die Zahl der „möglichen Partieen." Der gothaische Kalender hat ein Wort mitzusprechen, die „hohe Politik" muß um ihre Meinung befragt werden und die Sympathieen und Vorurtheile von Millionen müssen befragt werden, ehe eine Partei arrangirt, werden kann. Prinzen und Prinzessinnen müssen ihr eigenes Ideal von einer bessern Hälfte aufgeben und um des öffentlichen Wohles willen ihr eigenes Glück in Frage stellen. So war es bis in jüngster Zeit; es gab jedoch einige glänzende Ausnahmen von der allgemeinen Regel. Eine solche ist die Verlobung der Großfürstin Maria von Rußland, der einzigen Tochter des Zaren, mit dem Herzog von Edinburg, welche im Juli dieses Jahres in Jugenheim stattfand. Der Herzog hatte die Bekanntschaft der Prinzessin bei einem Besuch in Petersburg gemacht, hatte sie lieben gelernt und den Gedanken an eine Verbindung nicht mehr aus den Augen gelassen. Im Frühling dieses Jahres besuchte der Herzog die Großfürstin und ihre Mutter in Sorrent und von jener Zeit an fanden freundschaftliche Verhandlungen statt. die nach Beseitigung nebensächlicher Schwierigkeiten zum Ziele führten. Es handelte sich nämlich um den Aufenthalt des hohen Paares, welche Frage nun dahin entschieden ist, daß der Herzog einen Theil des Jahres in England, den andern in Rußland zubringen wird. Die Herzogin bleibt bei der griechischen Kirche, ihre Kinder werden jedoch als Protestanten erzogen. Die Großfürstin ist am 17. Oktober 1853 geboren, also zwanzig Jahre, und genoß die sorgfältige Erziehung, die am russischen Kaiserhofe traditionell ist. Das schöne Familienleben hat wohlthätig auch auf ihr Gemüth gewirkt und sie hat in Italien die Herzen Aller gewonnen, die ihr nahe kamen. Die Mitgift — das wird unsere Leserinnen interessiren — beträgt nicht weniger als vierundzwanzig Millionen Gulden. England ist besonders erfreut über diese Partie, da es sich durch sie mit dem Hause des mächtigsten Fürsten der Welt verbündet, und die so lange antagonistischen Häuser der Welfen und Romanoff nun alliirt sieht, „eines der größten politischen Ereignisse des Zeitalters," wie sich ein englisches Blatt ausdrückt. Die Vermählung fand am 2. Januar in St. Petersburg statt.